



GOLDMANN

Lesen erleben

Katharina Stueber

Unzensiert durch Amerika

Gibt's hier noch was zu lachen?

GOLDMANN

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen,
verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im
Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise
einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete
Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Dezember 2017

Copyright © 2017 Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Buch wurde vermittelt durch die AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, München

www.ava-international.de

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Stefan Maria Rother

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

MZ · Herstellung: IH

ISBN 978-3-442-17723-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Michael Clifton, den positivsten Menschen,
den ich kennengelernt habe,
und für Opa, der immer weiter laufen muss.

Inhalt

Vorwort	9
KALIFORNIEN	
Auf in die USA	13
Los Angeles: der große rote Elefant	17
It Never Rains in Southern California	26
Die (Alp-)Traumfabrik	34
Frauenpower	39
Vom Millionär zum Tellerwäscher	51
San Francisco: von Chinesen und Mimosas	64
TEXAS	
Die Zeit vergeht im Flug	77
We Are Family	82
OMG, Mom!	85
Die Nachbarin aus der Hölle	94

FLORIDA

Eine typisch amerikanische Geschichte?	113
Sie warten irgendwo allein in Mexiko	123
Der Vorfall	136

ON THE ROAD

Miami	157
Sarasota: das Motel des Grauens	159
Sweet Home Camping Alabama	168
New Orleans: The Big Easy	177
Ménage à Trois	188
Texas: unter Banditen	202
New Mexico: Drum prüfe, wer sich ewig bindet	215
Arizona: Mutter, der Donni mit dem Koks ist da	222
Las Vegas: Wer hat noch nicht, wer will noch mal?	227
Am Ende des Tunnels scheint ein Licht, oder?	233
Der Mönch, ein Mensch wie du und ich	259
Zurück in Deutschland	267
Danksagung	269

Vorwort

Wer kann schon einem 89-Jährigen widerstehen, der einem eine Geburtstagseinladung auf die Facebook-Pinnwand schreibt? Vor allem, wenn sie mit dem zusätzlichen Hinweis kommt, dass er ja hundert Jahre alt werde und jetzt schon mal plane, welche Geburtstage er in den nächsten zehn Jahren, bis zu seinem hundertsten ausgiebig und welche nur im kleinen Kreis feiern wolle.

Dieser jemand war mein Opa.

Ich erinnere mich noch an seine ersten Schritte in den sozialen Netzwerken. Zunächst hatte er beschlossen, sich ein Smartphone zu kaufen. Optimist, der er ist, kaufte er es per Ratenzahlung über fünf Jahre. Es sollte schließlich ein gutes Handy sein. Dann setzte er sich hin und lernte Facebook. Sich hinsetzen und etwas lernen, das ist sein Ding. Ich weiß noch gut, was er als Erstes online unternommen hat. Ich bekam eine Freundschaftsanfrage von Rochard B., sah Opas Foto und wunderte mich. Dann las ich seinen Facebook-Eintrag: »Hilfe, ich heiße gar nicht Rochard, ich heiße RICHARD!! Wie kann ich das ändern? Patty, kannst du das machen?« Mittlerweile heißtt er wieder Richard und ist ganz froh darüber. »Rochard ist nun wirklich ein blöder Name«, meinte er im Nachhinein. Er lernt eben gern dazu.

Seine Facebook-Kenntnisse sind immer noch etwas lücken-

haft, was man einem 90-Jährigen gut verzeihen kann. Oft wechselt er, was es heißt, eine private Nachricht zu schicken oder jemandem etwas an die Pinnwand zu schreiben, weswegen meine Geburtstagseinladung auch dort landete.

Das war im Oktober 2016. Die anstehende Feier im Februar 2017. Und Opa war nicht der Einzige, der etwas zu feiern hatte. Allerdings war sein Geburtstag weit weniger kontrovers als das, was rund 62,8 Millionen US-Bürger erleben würden: den Sieg ihres Präsidenten, den Sieg von Donald Trump. Ich beschloss, mir eine Weile frei zu nehmen, um durch die Staaten zu reisen, mit Freunden und Verwandten zu sprechen und zu erfahren, was die Menschen dort bewegt.

»Die Amis sind halt dumm!« oder »Trump hat gar keine Wähler, alles ›getürkt!‹. Das klang für mich zu einfach. Denn seien wir mal ehrlich, eine Geschichte kann aus vielen verschiedenen Blickwinkeln erzählt werden. Jeder Mensch hat seine eigene Wahrheit und Lebensumstände, die sie formen. Keine Angst, Sie haben sich kein philosophisches Was-der-Mensch-wirklich-ist-Buch gekauft. Ich bin auch keine Anthropologin, kein Geschichtsexperte à la Guido Knopp oder Enthüllungsjournalist wie Günter Wallraff. Ich bin eine 30-jährige Comedyautorin aus Berlin, die losgezogen ist, um zu hören, was die Menschen auf der anderen Seite des großen Teichs zu berichten haben, deren Stimmungen aufzufangen und niederzuschreiben. Ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit, denn auch ich habe meine Sichtweise, meine Wirklichkeit. Was ich Ihnen aber vorweg schon sagen kann, ist, dass mich diese Reise verändert hat und ich erkannt habe, dass man nie gut daran tut, Dinge nur in Schwarz und Weiß, Gut und Böse oder Richtig und Falsch zu unterteilen.

KALIFORNIEN

»Los Angeles ist eine intellektuelle Wüste,
deren einziger Beitrag zur amerikanischen Kultur
darin besteht, dass man bei Rot
rechts abbiegen darf.«

Woody Allen

Auf in die USA

»Hier werden Träume wahr«, tönt es von den Bildschirmen im Flugzeug. »Willkommen an Bord des 787 Dreamliners.«

Kurz zusammengefasst ist dieser Flieger mit hochmodernen Schnickschnack ausgestattet, den kein Mensch braucht, der aber in spätestens einem Jahr nicht mehr wegzudenken sein wird. Für jeden der zwei- bis dreihundert Passagiere gibt es ein eigenes Display samt Fernbedienung, das keine Wünsche offen lässt: Filme, Serien, Musik, Spiele und die Möglichkeit, per Kreditkarte Essen und Getränke zu bestellen, sowie die Option, dem Flugbegleiter eine Nachricht zu senden, was man außerdem braucht, um die Reise kostenpflichtig noch schöner zu haben. Ohrstöpsel beispielsweise.

Die Kabine ist mit indirekter Beleuchtung ausgestattet, die je nach Tages- oder Nachtzeit, Start oder Landung von warmem Sonnengelb über puffiges Pink bis hin zu dunklem Blau changiert. Gepaart mit einem angenehmen Lilienduft aus den Klimadüsen soll das den Jetlag reduzieren. Ich bin gespannt. Die Fenster sind viel größer als in einem normalen Flugzeug, und man kann per Knopfdruck verschiedene Abstufungen von Verdunkelung auswählen. Donnerwetter. In einem Werbefilm, der auf dem Display läuft, wird außerdem erklärt, dass dieses Flugzeug viel umweltschonender ist als vergleichbare Modelle. Weniger Schallemissionen, gerin-

gerer Kerosinverbrauch und Gewichtsersparnis. Da hat man das Gefühl, dass man etwas zum Umweltschutz beiträgt. Für die Meilen kann man sich ja dann einen fetten Mercedes mieten.

Die Sitze sehen ein bisschen aus wie diese tollen Managerstühle in den Wolkenkratzern aus amerikanischen Serien. Ich bin 34 A. Das konnte ich mir schon bei der Onlinebuchung aussuchen. Der Platz ist in der vorletzten Reihe. Die letzte habe ich nicht genommen, weil ich glaube, dass man da die Sitze nicht zurücklehnen kann, und mir die Illusion bewahren möchte, irgendwann meinen Sitz zurückzukippen. Kackfrech. Einfach so. Da muss ich an meine Lieblingsantwort vom Familienduell denken: »Wir haben 100 Leute gefragt, nennen Sie einen Ort mit viel Beinfreiheit! Antwort: Spanien.«

Fast ganz hinten zu sitzen hat auch den Vorteil, dass in dem Dreamliner die letzten beiden Reihen nur zwei Sitze nebeneinander haben statt drei.

Ich habe zwei Fantasien dazu:

Bei der ersten kommt eine Flugbegleiterin und bittet mich auf Grund eines Problems bei der Platzvergabe aufzustehen und in der 1. Klasse Platz zu nehmen. Zwei andere Fluggäste, zum Beispiel Mutter und Kind, müssten UNBEDINGT zusammensitzen. Meine zweite Variante ist, dass der andere Platz ebenfalls von einem gut aussehenden Single gebucht wurde und wir über den Wolken zehn Stunden lang das tollste Date unseres Lebens haben. Wir essen zusammen, ohne entscheiden zu müssen, ob italienisch, chinesisch oder indisches, es gibt eben, was es gibt. Chicken, Beef oder vegetarisch. Die Frage, wer bezahlt, stellt sich auch nicht, und hinterher können wir gemeinsam einen Film schauen. Wenn wir uns nicht einigen können, welchen, dann guckt eben jeder den, den er will, und man hat danach Gesprächsstoff. Dann, und das ist mein Lieblingsteil, verbringen wir die Nacht zusammen,

ohne dass wir uns über fehlende Rasuren, Verhütung oder etwaige Geschlechtskrankheiten Sorgen machen müssen.

Am nächsten Morgen gibt es Frühstück ans Bett, obwohl keiner von uns beiden aufstehen musste. Hat doch was.

Bis kurz vor knapp bleibt der Platz neben mir frei. Dann wird es plötzlich dunkel. Oben dunkel, unten dunkel, rechts und links dunkel. Ich denke an eine spontane Notfallübung und beschließe, vorbildhaft Ruhe zu bewahren, und suche die Leuchtstreifen am Boden, die mich zum Notausgang führen. Da ich einmal für ein Theaterprojekt eine Domina im Stewardesskostüm gespielt habe, kenne ich mich in einem Flugzeug mindestens genauso gut aus wie der Gimp in »Pulp Fiction« in seiner Kiste. Aber Pustekuchen. Plötzlich höre ich ein Brummen, dann gibt es eine erdbebenartige Erschütterung. Es wird deutlich wärmer. Für einen Moment denke ich, dass ich keine Luft bekomme, doch dann kann ich zumindest die Deckenbeleuchtung wieder sehen. Was zur Hölle war das? Meine Hand tastet in eine warme Dunkelheit, und ich spüre einen heißen Widerstand. Fühlt sich an wie ein Autositzen, auf den zu lange die Sonne geschienen hat. Ich beuge mich ein wenig vor, etwas ängstlich, aber auch von kindlicher Neugier beflogen, das Unbekannte zu erforschen. Als ich meine Hände ins Dunkle schiebe wie ein Pantomime, der eine Tür sucht, brummt es plötzlich wieder. Meine Augen versuchen, die Geräuschquelle zu orten, und wandern an dem 1,90 Meter großen Fleischmassiv hoch, das den Sitz neben mir und die Hälfte meines Platzes eingenommen hat. Er ist ein Klischeeamerikaner. Übergewichtig und ignorant. Die nächsten zehn Stunden beobachte ich, wie mein Sitznachbar nichts tut, nichts in dem megacoolen Entertainmentsystem schaut, aber alles isst, dessen er habhaft werden kann. Ich denke an den Alien, der sich die Haut des Bauern Edgar in »Men in Black« angezogen hat, und bin mir nach vier Stun-

den sicher, dass ein Alien in dem Mann neben mir wohnen muss.

Ich weiß, was Sie jetzt denken: »Die Stueber, die hat etwas gegen Dicke!« Aber das stimmt nicht. Von mir aus können alle so dick sein, wie sie wollen. Ja ehrlich. Wenn man aber so übergewichtig ist, dass man im Flugzeug einen zweiten Anschnallgurt braucht, um den regulären zu verlängern, und der eigene Oberschenkel so dick ist, dass er beide Beine der Sitznachbarin um ein Vielfaches an Umfang übertrifft, dann finde ich, dass man das auch kommunizieren könnte. Zum Beispiel, indem man vorschlägt, die Plätze zu tauschen, damit der andere nicht zwischen Fenster und Bauchfett eingesperrt ist. Oder dass man wenigstens ein nettes Gespräch anfängt, um sich die Zeit zu vertreiben. Der Koloss von Rhodos sieht das anscheinend anders.

Zweimal bemühe ich mich aufzustehen, um auf die Toilette zu gehen und mir ein bisschen die Beine zu vertreten. Alleine die Vorbereitung dafür nimmt schon gefühlt mehrere Stunden in Anspruch. Tage, bis er den Anschnallstecker wiedergefunden hat, der sich irgendwo im Marianengraben seines Hinterteils verkrümelt hat. Jahre, bis er in Wallung kommt und aufsteht. Ach, da landet der Flieger auch schon sechs Stunden später. Ich finde, dass ich zumindest nur die Hälfte des Preises für die Hälfte des Sitzes hätte zahlen müssen. Aber hey! Immerhin noch nicht das schlechteste Date, das ich je hatte. Und ich bin in Los Angeles, mein Abenteuer kann beginnen.

Los Angeles: der große rote Elefant

Ich frage mich, wie lange es dauert, bis ich das erste Mal konfrontiert werde mit dem jähzornigen Geschäftsmann aus dem Reality-TV, diesem dünnhäutigen Dickhäuter, Wrestler, Grabscher, von dem zumindest in Deutschland kaum jemand gedacht hatte, dass er es mal zum Präsidenten der Vereinigten Staaten bringen würde. Schon oft habe ich Amerika bereist, und doch habe ich das Gefühl, dass es dieses Mal anders werden wird.

Ich marschiere neben den großen Rollbändern entlang, die viele Passagiere nutzen, obwohl sie gerade stundenlang unbeweglich in einem Flugzeug saßen. Ein paar Meter weiter laufen mehrere Korridore zusammen, zu uns stoßen Passagiere von anderen Gates. Der Weg führt auf eine Treppe zu. Und während die ersten Leute anfangen, sich darüber zu beschweren, wie es denn sein kann, dass man an einem Flughafen eine Treppe benutzen muss, bleibt die Menschenmasse wie auf Kommando plötzlich stehen. Da ist er, der große rote Elefant. Noch nicht in persona, aber fast.

Über der Treppe steht in großen Buchstaben: LOS ANGELES AIRPORT – WELCOME TO THE UNITED STATES OF AMERICA. Daneben hängt ein über großes Porträt des noch amtierenden

Präsidenten Barack Obama, bei dessen Anblick eine Mitvierzigerin direkt in Tränen ausbricht. Ein junges Mädchen wischt sich ebenfalls mit dem Handrücken über die Wange. Ihr Freund fasst sie bei der Hand und schüttelt traurig den Kopf. Viele der Menschen um mich herum zücken ihre Handys in dem Wissen, dass ab morgen dort ein über großes Porträt von Donald Trump hängen wird. »Es ist eine Schande«, höre ich eine ältere Dame zu ihrem Mann sagen.

Ansonsten gestaltet sich die Einreise außerordentlich einfach. Statt an Schaltern anzustehen und sich von Menschen ins Kreuzverhör nehmen zu lassen, benutzt man nun Automaten, die diesen Job erledigen.

Ich scanne meinen Pass ein, beantworte alle Fragen mit »nein«, genau wie ich es online schon Wochen zuvor beim Einreiseantrag getan habe. Seit 2008 wird hier in einer ausgebüfften Sherlock-Holmes-Arbeit herausgefunden, ob man den Vereinigten Staaten etwas Böses will, sodass Columbo vor Ehrfurcht das Glasauge herausfallen würde.

Auf dem Formular stehen Fragen wie:

Leiden Sie an einer ansteckenden Krankheit, an einer körperlichen oder geistigen Störung, oder betreiben Sie Drogenmissbrauch oder sind drogenabhängig?

Beabsichtigen Sie, zum Zweck krimineller oder sittenwidriger Handlungen einzureisen?

Waren Sie jemals oder sind Sie gegenwärtig an Spionage- oder Sabotageakten, an terroristischen Aktivitäten oder an Völkermord beteiligt, oder waren Sie zwischen 1933 und 1945 in irgendeiner Weise an Verfolgungsmaßnahmen im Zusammenhang mit dem Naziregime oder dessen Verbündeten beteiligt?

Haben Sie jemals eine Person mit U.S.-Staatsbürgerschaft daran gehindert, das ihr gerichtlich zustehende Sorgerecht für ein Kind auszuüben, oder haben Sie ihr dieses Sorgerecht vorenthalten oder verweigert?

Und letztendlich:

Haben Sie sich auf Grund von Täuschung oder Falschangaben ein Visum oder Zutritt zu den Vereinigten Staaten verschafft?

Früher konnte man dieses Formular im Flugzeug ausfüllen. Damals stand noch der Hinweis darunter, wenn man irgendwo mit »ja« geantwortet hat, sollte man sich umgehend beim Flugpersonal oder gleich bei der Polizei am Flughafen melden.

Wahrscheinlich hat es den Amerikanern irgendwann gedämmert, dass es vielleicht ein bisschen zu spät ist, wenn man erst im Flugzeug feststellt, dass ein geistig behinderter, drogenabhängiger Nazispion mit der kriminellen Absicht, ein Kind zu entführen, und auch noch mit falschem Pass (!) in der Maschine sitzt. Jetzt wissen sie das vorher und können den Antrag auf Einreise ablehnen: »Ätsch bätsch, in unser tolles Land lassen wir dich nicht, mach deinen Kram doch zu Hause bei dir.«

Mir juckt es immer in den Fingern, einfach mal bei der Spionagefrage »ja« anzukreuzen und bei Anmerkungen »aber bitte nicht weitersagen« zu ergänzen. Um wie vieles kürzer wohl diverse Filme wären, wenn alle so wahrheitsgetreu Fragen beantworteten würden, wie es sich die Amerikaner vorstellten. »Kap der Angst« zum Beispiel. Nick Nolte sagt zu Robert De Niro: »Haben Sie vor, unser Hausboot mit meiner Familie zu entführen und uns alle zu quälen?« – »Ganz recht, das habe ich.« – »Okay, kleinen Moment, dann müsste ich mal kurz telefonieren.«

Oder James Bond:
»Bond. James Bond.«
»Sind Sie ein Spion?«
»Ja ...«
Peng. Ende.

Ich lege meine Hand auf eine gläserne Oberfläche, die meine Fingerabdrücke scannt, und lasse ein fesches Foto von mir schießen. Die Abdrücke und das Bild bekomme ich hinterher auf einem dollarscheingroßen Zettel ausgedruckt, den ich dann noch vorzeigen muss. Es folgt Ernüchterung. Jetzt heißt es doch noch anstehen. Und die Schlange, in der ich stehe, bewegt sich nur millimeterweise vorwärts.

Ein Mann in Uniform schaut auf die Ausweisdokumente und schickt die Ausländer nach rechts zu zwei geöffneten Schaltern, die Amerikaner nach links, zu vier anderen.

An seinem Gürtel hängen eine Pistole, Handschellen, ein Schlagstock und ein Taser. Der Mann arbeitet für ein Sicherheitsunternehmen, ist also kein richtiger Polizist. Ich bekomme immer einen Kloß im Hals, wenn ich daran denke, dass es in diesem Land mehr Schusswaffen als Einwohner gibt.

Es wird deutlich, dass beim Immigrationsprozess kein Spaß verstanden wird. Alle sind verdächtig. »Im Zweifel für den Angeklagten« wurde mit Sicherheit nicht an einem Flughafen in Amerika erfunden. Als ich endlich dran bin, stellt mir der Beamte dieselben Fragen, die ich bereits zweifach schriftlich beantwortet habe.

Woher ich komme, wohin ich will, wo ich wohnen werde, was ich beruflich mache, wie mein Familienstand ist.

Seine Landsleute sind mittlerweile bestimmt schon längst zu Hause, ihre Schalter sind längst geschlossen. Sie haben sicherlich schon ihre Lieben begrüßt, ihre Koffer ausgepackt,

sich hingelegt, sind wahrscheinlich sogar schon wieder aufgestanden und haben den nächsten Urlaub gebucht.

In einem Supermarkt wäre das undenkbar (»Gabi, zweite Kasse bitte!«), aber hier gibt es Menschen mit Privilegien – das sind die US-Bürger – und welche ohne – das sind wir.

Nach insgesamt einer Stunde trete ich aus der Tür des Flughafens. Draußen hängen dicke, schwere Wolken über der Stadt, die für ihren Sonnenschein bekannt ist. Leichter Regen setzt ein. Die ältere Dame, die sich gleich nach dem Ausstieg Sorgen um die Zukunft gemacht hat, steht zufälligerweise wieder neben mir, während ich nach meinem Uber-Fahrer Ausschau halte. »Sogar der Himmel weint«, kommentiert sie das Wetterphänomen. Dann steigt sie mit ihrem Mann in ein Taxi, und sie fahren davon.

Ich schaue noch einmal auf mein Handy. Mein Fahrer heißt Hashid und fährt einen grauen Toyota Prius. An der Uber-Haltestelle sehe ich das Modell und steuere geradewegs darauf zu, als ich sehe, dass ein Farbiger aussteigt.

Mein Fahrer sollte eher hellhäutig aussehen. Aber wer weiß, vielleicht ist die Aufnahme, die ich auf meinem Handydienst sehen kann, auch nur äußerst unglücklich?

»Hashid?«, rufe ich, und er schüttelt belustigt den Kopf. »Mädchen, Toyota Prius fahren wir alle. Solange du nicht ein Typ namens Mike bist, kann ich dich nicht mitnehmen.«

Ich stimme ihm zu, obwohl mich im selben Moment interessiert, wer wohl dieser Mike ist und wohin er fährt. Mein Blick wandert an der wartenden Autoschlange entlang, und tatsächlich sind von zehn Autos, die ich sehen kann, sieben Toyotas. Sofort muss ich wieder an Trump denken. Der hat der Autoindustrie noch vor seiner Inauguration mit Strafzöllen gedroht, wenn sie in mexikanische Werke investieren. Sogar die japanische Regierung hat sich schon zu Wort gemeldet und Toyota in Schutz genommen, aber es half alles

nichts. Toyota hat seine Pläne für ein neues Werk gestrichen und brav versprochen, mehr Arbeitsplätze in den USA zu schaffen. Auch die deutsche Autoindustrie ist vor Trump nicht sicher. In einem Interview mit der Bildzeitung hat er herumgenörgelt: »Deutschland ist ein großartiges Land, ein großes Herstellerland. Wenn man durch die 5th Avenue geht, hat jeder einen Mercedes-Benz vor seinem Haus stehen, stimmt's? Tatsache ist, dass ihr den USA gegenüber sehr unfair wart. Es besteht keine Gegenseitigkeit. Wie viele Chevrolets sehen Sie in Deutschland? Nicht allzu viele, vielleicht gar keine, man sieht drüben gar nichts, es ist eine Einbahnstraße. Es muss in beide Richtungen laufen. Ich will, dass es fair ist, es muss Gegenseitigkeit bestehen und deswegen verlieren wir fast 800 – stellen Sie sich das vor – 800 Milliarden Dollar pro Jahr beim Handel, also wird das aufhören!«

»Katharina?« Hashid ist da. Er spricht Englisch mit einem harten Akzent. Ich mutmaße, dass er Perser ist. Wo ich hinzöchre, weiß er durch die Uber-App bereits. Woher ich komme, will er erfahren. Aus Deutschland, antworte ich ihm, und wie aus der Pistole geschossen fragt er, was ich vom zukünftigen Präsidenten halte. Genauer genommen, was Deutschland über ihn denkt. »Naja«, beginne ich, doch seine Frage diente nur der Einleitung, denn sofort reißt er das Gespräch an sich und erzählt mir, was ihm auf dem Herzen liegt: »Barack Obama war der beste Präsident, den wir je hatten. Ich lebe hier seit 45 Jahren, ich komme aus dem Iran, und meine Frau ist krank. Wenn Trump Obamas Gesundheitssystem abschafft, dann wird sie bestimmt sterben...« Heidewitzka, denke ich. Trump ist noch nicht mal im Amt, und Hashid stellt gedanklich bereits eine Urne auf den Kaminsims.

»... Ich werde meinen Job verlieren«, fährt er fort. »Ich bin 63 Jahre alt. Ich hatte ein Taxiunternehmen, aber dann kam Uber und hat alles kaputt gemacht. Sie drücken die Preise.«

»Aber du arbeitest doch selbst als Uber-Fahrer?«, frage ich ihn vorsichtig. »Ich bin alt, kein Taxiunternehmen will mich mehr«, versucht er zu erklären, schwenkt dann aber gleich auf das nächste Thema um: »Und jetzt nimmt mir Trump mein Auto weg, weil es ein Toyota ist. Ich liebe Toyotas, das sind tolle Autos. In Deutschland fahren alle einen Mercedes. Und die fahren jetzt schon bald alleine. Das habe ich im Fernsehen gesehen. Da braucht man dann gar keine Taxifahrer mehr. Wovon soll ich denn leben?« Die Verzweiflung in seiner Stimme ist unüberhörbar, und er sieht mich durch den Rückspiegel an. Plötzlich fühle ich mich, als ob das meine Schuld wäre, und ziehe mich in meine Rumpelkammer zurück.

So nenne ich es, wenn mir wahnsinnig viel im Kopf herumgeht und ich das Gefühl habe, weder ein noch aus zu wissen. Ich stelle mir dann meine Gedanken wie einen Abstellschrank vor, in dem kreuz und quer überall Zeug herumfliegt. Da hilft nichts, man muss durchatmen und erst mal aufräumen. Dann weiß ich, was wegkann und welche Sachen ich wozu sortiere. Das hilft mir oft, einen halbwegs klaren Kopf zu bekommen.

»In Deutschland fahren gar nicht alle Mercedes«, sage ich, um Hashid irgendwie zu beruhigen, finde aber gleichzeitig, dass es ziemlich dämlich und klugscheißerisch klingt. Aber er lässt die Bemerkung zum halb geöffneten Fenster auf den Highway hinausfliegen, und sie geht im allgemeinen Gebrumm der sich stauenden Autos unter. Dann schneidet er direkt das nächste Thema an:

»Ich habe viele Verwandte im Iran. Ich besuche sie jedes Jahr. Für Trump sind doch alle Moslems Verbrecher. Stell dir vor, er lässt niemanden mehr aus dem Iran in die USA. Das wäre ein Alptraum. Meine Frau soll noch einmal nach Hause können, um sich von allen zu verabschieden, wenn es so weit

ist. Ich habe mein Leben lang hart gearbeitet, und jetzt wird mein Leben von Tag zu Tag unsicherer. Das ist nicht in Ordnung.«

Einen kurzen Moment schweigen wir beide, dann kommt er zu einem der Anfangsthemen zurück: »Du solltest auch kein Uber fahren, das ist nicht gut.«

Ich versuche, ihm zu erklären, dass ich kein glühender Fan des Unternehmens bin, aber zugeben muss, dass es mir im Ausland bisher immer gute Dienste geleistet hat, gerade wenn ich alleine unterwegs bin. Denn die App teilt einem nicht nur mit, wer einen fahren wird, sondern auch, wie viel die Strecke kostet. Den Preis nicht erst verhandeln zu müssen oder sich nicht plötzlich in der unangenehmen Situation zu befinden, an einer unfreiwilligen Stadtrundfahrt teilzunehmen, schätze ich sehr. Zudem muss ich auch gestehen, dass es mir ein Gefühl von Sicherheit vermittelt, dass die Fahrten aufgezeichnet werden. Obwohl es einen echten Psychopathen vermutlich nur sekundär interessiert, ob es nachzuvollziehen ist, dass ich zuletzt in seinem Auto saß.

»Ich wünschte, ich wäre noch mal jung«, träumt Hashid. »Vielleicht würde ich dann nach Deutschland gehen. Merkel hasst die Moslems nicht. In Deutschland kann es noch jeder zu was bringen.« Und nach einer kurzen Pause ergänzt er: »Hätte ich doch bloß noch die beiden Taxen. Dann wäre alles ein bisschen besser.«

Ich versichere ihm, dass ich mit ihm auch im Taxi fahren würde. »Das ist nett. Du bist ein gutes Mädchen«, lobt er mich und hält an. »Wir sind da. Allah sei mit dir.« »Und mit dir und deiner Familie«, antworte ich und steige aus. Als ich seinem Prius hinterhersehe, bemerke ich Schmerzen in der Magengegend. Ich bin noch nicht einmal zwei Stunden in den Staaten und fühle, wie der große rote Elefant mit der toten Biberschwanzfrisur einen bedrohlichen Schatten wirft,

bevor er überhaupt in den Porzellanladen hineingelassen wird.

Erschöpft falle ich in meinem Airbnb-Zimmer ins Bett.

It Never Rains in Southern California

Am nächsten Morgen nehme ich eine Dusche und beschließe, spazieren zu gehen. Draußen nieselt es zwar immer noch, aber das kann mich nicht aufhalten. Ich brauche Bewegung. Ein Schauspielkollege hatte mir das »Urth Caffé« auf der Melrose Avenue empfohlen, knapp anderthalb Stunden zu Fuß. Sie sehen, ich meine es ernst, wenn ich spazieren gehe. Meine Wanderlust wird aber bereits nach zehn Minuten massiv geschwächt, weil sich aus dem Nieselregen Bindfäden entwickeln. Wie lange kann so ein Regen in Los Angeles wohl dauern? Hier regnet es so gut wie nie. Tapfer marschiere ich weiter, immerhin ist es nicht kalt, und meine Kunstlederjacke gibt ihr Bestes, die dicken Tropfen abperlen zu lassen. Nach einer halben Stunde pladdert es wie verrückt. Ich bin komplett durchnässt. Und dann fährt einer der Autofahrer auch noch durch die tiefen Pfützen am Straßenrand, und – platsch – ich bin endgültig von Kopf bis Fuß nass, obwohl ich versucht habe, geistesgegenwärtig zur Seite zu springen. Gibt es hier denn nirgendwo eine Bushaltestelle oder einen Taxistand?

Plötzlich hupt es neben mir, und ich mache mich innerlich bereit, eine wilde Schimpftirade loszulassen, sollte ich

erneut Opfer eines hinterhältigen Pfützenterroristen werden.

»Hey, Mädchen! Steig ins Auto, du holst dir noch den Tod«, vernehme ich eine Frauenstimme. Sie kommt aus einem kleinen Ford Fiesta, dem vermutlich kleinsten Auto, das ich jemals in Amerika gesehen habe.

Ich zögere und wäge ab. »Niemals zu Fremden ins Auto steigen«, höre ich die Stimme meiner Mutter. Andererseits sieht die junge Frau wenig bedrohlich aus, und ich bilde mir ein, dass ich sie »schaffen« könnte, sollten wir eine körperliche Auseinandersetzung haben.

»Nun mach schon, ich kann dich ein paar Blocks mitnehmen«, erläutert sie ihr Angebot. »Ich bin aber ganz nass, ich sau dir dein Auto ein«, gebe ich ihr zu bedenken und schüttete innerlich über mich selbst den Kopf, da sie mich ja mitnehmen will, eben *weil* ich so nass bin.

»Das Auto ist so alt, dem macht es nichts aus«, erwidert sie und überzeugt mich einzusteigen.

»Ich heiße Gabriela! Musst du zur Arbeit? Ich muss zur Arbeit. Ein paar Blocks die Straße runter, ich arbeite in einem französischen Restaurant als Küchenhilfe.«

»Ah okay. Nein, ich muss nicht zur Arbeit. Ich heiße Katharina, ich will zum Urth Caffé.«

»Zum Urth? Auf der Melrose? Das ist aber noch ziemlich weit. Was willst du denn da?«

»Einen Kaffee trinken und mich aufwärmen.«

»Ist dein Auto kaputt?«, fragt Gabriela, und ich kann in ihrem Gesicht sehen, wie es in ihrem Kopf arbeitet, um zusammenzubekommen, wieso um alles in der Welt eine Frau morgens im strömenden Regen einen für sie scheinbar sehr weiten Weg auf sich nimmt.

»Nein, ich habe gar kein Auto. Ich bin zu Besuch in der Stadt, und ein Freund sagte mir, dass es ein sehr schönes